

## Zuhören als Übung der Nächstenliebe

Von Dr. Bernhard Martin, Kassel-Wilhelmshöhe

In der Dichtung „Das Märchen“, womit die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ von Goethe schließen, einem schwer verständlichen, aber herrlichen Werk, trifft „die Schlange“ in einem unterirdischen Tempel auf das Bildnis eines „Königs in lauterem Golde“. Da wird gesagt: „Kaum hatte die Schlange dieses ehrwürdige Bildnis angeblickt, als der König zu reden anfang und fragte: Wo kommst du her? — Aus den Klüften, versetzte die Schlange, in denen das Gold wohnt. — Was ist herrlicher als Gold? fragte der König. — Das Licht, antwortete die Schlange. — Was ist erquicklicher als Licht? fragte jener. — Das Gespräch, antwortete diese.“

Das sind Sätze, langen und tiefen Nachdenkens wert, sonderlich wenn man sie im Zusammenhang des Ganzen betrachten kann, in dem sie sich befinden. „Das Gespräch“ wird als oberster Wert des Lebens gerühmt, das Gespräch, das allemal eine Begegnung von Person zu Person bedeutet. Ist hiermit nur auf einen humanen, lediglich menschlichen Wert gedeutet oder auf einen wesentlichen, christlichen?

Wer beim Lesen des Evangeliums einmal darauf achtet, wie sich oftmals die von den Jüngern oder Aposteln gesprochenen Worte zu den Worten Christi verhalten, kann den Eindruck gewinnen, daß Christus einsam war, daß Antworten oder Fragen, die an ihn gerichtet wurden, nur zu oft an Seinem Wesen vorbeizielten, daß Seine Begleiter, trotz bestem Willen, Ihn nicht verstanden, daß zwischen dem Herrn und ihnen kein — Gespräch zustande gekommen ist, daß die Jünger oder Apostel der Kraft des Zuhörens ermangelten. Zuhören, nicht nur mit den äußeren Ohren und auch nicht nur mit einer sich von selber einstellenden Regsamkeit der Seele, sondern mit der Offenheit und Empfänglichkeit des ganzen Wesens, ist eine Kunst, eine wichtige Kunst, eine seltene Kunst. Das war damals so, als Jesus Christus auf der Erde lebte, und es ist heute noch so, da Millionen Ihm nachzufolgen sich bemühen.

Umgekehrt zeigt sich Christus, wie in allem anderen Guten, auch als Meister im Zuhören. Die Worte, die Er sprach, sind allesamt der Wirklichkeit der Menschen, zu denen Er redete, zugeordnet. Kein Monolog und keine abstrakte Mahnung kamen aus Seinem Munde, kein Analogieschluß und keine falsche Hypothese, wogegen wir nur zu oft Monologe am unrichten Ort halten, allgemeine „Weisheiten“ von uns geben, irrigerweise vom einen oder von uns selber auf andere schließen und uns in falschen Vermutungen ergehen. Christus hatte die Vollgemeinschaft mit den Menschen, diese aber nicht mit Ihm. Dieser Tatbestand kann yerschieden beleuchtet werden: u. a. kann man sagen: er zeigt deutlich und mahnend die Bedeutung des Zuhörens an. — „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!“ — „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren!“

Hören, Zuhören sollten zunächst oder zuoberst dem göttlichen Worte gelten, in welcher Gestalt immer es an uns herandrängt; sie sollten aber auch dem Mitmenschen gelten, der unser Bruder, der gleich uns ein Gotteskind ist. Niemand kann für sich allein Christ sein; jeder steht und lebt in Gemeinschaft und ist Christ nur so weit, wie er gemeinschaftlich ist. Es genügt also auch nicht, daß man die Kraft des Zuhörens Gottes Wort gegenüber entwickele, man muß sie auch dem *Mitmenschen* gegen-

über entwickeln. Und — man muß und kann sie *entwickeln*: man muß und kann sie üben. Das Zuhören ist eines der Felder asketischer Übung. Von diesem soll im folgenden die Rede sein.

In den allermeisten unserer Zeitgenossen ist das Bedürfnis nach Selbstaussprache ungeheuer. Nur zu viele braucht man bloß anzutippen, nur auf ihr Thema zu bringen, und alsbald reden sie wie ein Wasserfall lediglich über sich und ihre eigenen Angelegenheiten. Der Gesprächspartner — das Wort paßt eigentlich nicht ganz — ist ihnen im Grunde gleichgültig, vielmehr: er ist ihnen nur wichtig, insofern als er sich als Zuhörer erweist oder erweisen könnte. In einer kalten, mechanisierten Welt finden sich die Menschen allein gelassen. Kommt nun einmal eine Gelegenheit zum Reden, so springen alle Ventile und Schleusen; sie reden, reden und reden, aber tragi-scherweise führt dieses Reden meistens doch nicht zur vollen Gemeinschaft. Denn Gemeinschaft, samt dem wohltätigen Gefühl, das sie schafft, besteht in Gegenseitigkeit; wer aber nur von den eigenen Angelegenheiten redet, bleibt im Eigenen gefangen. Im Kern erlöst nicht die Liebe, die wir von Menschen empfangen, sondern diejenige, die wir spenden, die als Gabe Gottes sich in uns selber regt.

Bekannt ist der Scherz, der aber nur zu oft Wirklichkeit wird: Zwei Menschen treffen sich. Der eine fragt: „Wie geht es Ihnen?“ Antwort: „Danke. Und Ihnen?“ — „Mir geht es auch gut.“ Worte, denen wesentlich der Sinn, die Gemeinschaft fehlt. Beide „Gesprächs“-Partner tragen in sich die Resignation, daß dem andern an der Wahrheit, am Mitmenschen in Wirklichkeit nichts liegt. Da wird man an das schreckliche Wort erinnert: „Worte sind dazu da, um die Gedanken zu verbergen.“ Sie sind aber dazu da, um die Gedanken offenbar zu machen, um mitzuteilen, um Gemeinschaft zu schaffen.

Vielfach leben wir aneinander vorbei. Der Mensch ist dem Menschen nur zu oft lästig, ein Störenfried oder aber, was nicht viel besser ist, ein Gebrauchsgegenstand für das niedergestaute, empordrängende Bedürfnis nach Selbstaussprache.

Hier sind zunächst alle Werturteile aus dem Spiele zu lassen. Denn es handelt sich um Not, um quälende Not. Die meisten sind tatsächlich zu allein. Es ist weithin Wahrheit geworden, was Christus vorausgesagt hat: „Weil die Ungerechtigkeit überhand nehmen wird, wird in vielen die Liebe erkalten.“ Um erkaltete Liebe handelt es sich, und das ist ein Unglück, nichts, woran irgend Vorwürfe zu knüpfen wären. Die Menschen, in denen das Bedürfnis nach Selbstaussprache waltet, *bedürfen* der Zuhörer, bedürfen des Mitmenschen, der nach ihnen, nach ihnen persönlich und wirklich fragt. Wer dazu imstande ist, sollte daher fragen, fragen und noch einmal fragen und zuhören, zuhören und noch einmal zuhören. Die „erkaltete Liebe“ muß aufgetaut werden, und ohne wärmenden Liebeszustrom von außen würde sie wohl immerdar ein Eisberg bleiben. Nicht bloße Hinweise auf die Liebe Gottes und erst recht kein Appell, man möge doch von sich ab- und auf den Mitmenschen hinsehen, nützen, sondern die persönliche Hingabe im Hier und Jetzt, die Zuwendung, das — Zuhören.

Das Zuhören gilt nämlich der inneren, der seelischen, der wesentlichen Wirklichkeit des andern. Diese ist verborgener, also auch schwerer erreichbar als die äußere. Das Organ für den Mitmenschen ist vielfach noch eher da für die irdischen Lebensbelange, für die Gesundheit und die wirtschaftliche Lage als für das Wesen. Es ist

auch wahr, daß wir, zunächst, des Äußeren bedürfen, daß z. B. demjenigen, dem die nötigste Nahrung und Kleidung fehlen, nicht mit Fragen nach seinem Wesen gedient ist. Aber Fürsorge, die sich im äußeren Bereich erschöpft, bleibt unzulänglich; im Grunde will der Mensch nicht nur mit Essen und Kleidern versorgt, er will als Mensch ernst genommen, er will in Wesensgemeinschaft getragen, er will als Gesprächspartner behandelt werden. Jede caritative Haltung und Arbeit sollte zum wesentlichen Gespräch führen, also auch zum Zuhören.

Außerdem gibt es die vielen, die gar nicht so sehr in äußerer Not stehen, trotzdem (oft sogar um so mehr) aber der seelischen Zuwendung bedürfen. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein; der göttliche Geist aber, dessen er bedarf, muß ihm *auch* vom Mitmenschen her zuteil werden, und das geschieht gutenteils durch das Gespräch, durch — Zuhören. Nicht was wir uns, selbst im besten Glauben, für Vorstellungen von einem andern machen, ist für den konkreten Umgang wichtig, sondern wie er in Wirklichkeit ist und daß wir diese seine Wirklichkeit, für ihn selbst spürbar, zu erreichen vermögen. Zuhören ist somit Liebesdienst, und jedem der sieben guten Werke (Hungrige speisen, Nackte bekleiden usw.) entspricht ein Innenfeld, auf dem das Gespräch wesentlich, das Zuhören unerlässlich ist.

Nun muß jedes menschliche Vermögen, auch wenn es als Anlage ohne unser Zutun vorhanden ist, ausgebildet, geübt werden. Auf keinem Lebensgebiet gelangen wir zu sonderlichen Leistungen, wenn wir nicht üben, lernen, streben. Das ist so in der Kunst, das ist so in fremden Sprachen, das ist so auf dem Gebiet der Berufsarbeit. Das ist auch so in allem, was das religiös-sittliche Leben betrifft, also auch beim Zuhören. Zuhören kann man, im Grunde, nur aus Liebe, und Liebe ist nicht etwas, was man entweder hat oder nicht hat, sondern etwas, was zu üben, zu kräftigen ist. Wir hören um so besser, um so offener zu, je selbstloser wir sind, je mehr uns der andere statt unser selbst wichtig wird. Die Schule des Zuhörens ist somit eine Schule der Aszese. In jeder aszetischen Übung handelt es sich aber wesentlich um Armut, Keuschheit und Gehorsam. Wieso gilt das auch für das Zuhören? Wieso hat Zuhören mit Armut, Keuschheit und Gehorsam zu tun?

Hier ist wohl vorerst zu bedenken, daß Armut, Keuschheit und Gehorsam, insofern als sie in einer äußeren Lebensform dargestellt werden, nicht Selbstwert besitzen, sondern um eines höheren Zieles willen geübt werden. Alle drei wären nichtig, wenn sie als in sich endgültige, genügende, nicht über sich hinausweisende Hilfen des ewigen Heils aufgefaßt würden. Durch äußere Armut soll eine innere, durch äußere Keuschheit eine Keuschheit der Seele, durch äußeren Gehorsam eine geistige Haltung gebildet und gestärkt werden. Alle drei aszetischen Grundformen *meinen* die Öffnung der Seele für den Einstrom des Ewigen. Äußere Armut soll zu innerem Reichtum, äußere Keuschheit soll zur Gemeinschaft der Seele mit Gott, äußerer Gehorsam soll zum Erfüllen des Willens Gottes, zur Teilhabe und Verwirklichung der göttlichen Liebe selbst führen. Wie stellt sich dies zu der Frage, zu der Schule des Zuhörens?

Es gibt nicht nur Arm- oder Reichsein im äußeren Lebensbezirk, es gibt sie genau so, sogar noch folgenschwerer im inneren. Armsein könnte hier etwa mit Unbelastet-, mit Ungebunden-sein (im positiven Sinn des Wortes) umschrieben werden. Wie man ein Haus voll Sachen, groß oder klein, besitzen und an ihm und an ihnen, mehr oder

weniger zäh, hängen kann, so kann man auch ein, sagen wir: seelisch-geistiges „Haus“ besitzen und sich in seiner Pflege erschöpfen. Das Bedürfnis nach Selbstaussprache, von dem oben die Rede war, erklärt sich daraus, daß das eigene — Seelenhaus, der eigene — Seelenbesitz hoch- und höchstgeschätzt wird. Dieser Seelen-„Besitz“ kann dem Erleben nach ein pures Negativum darstellen, wie ja der Mensch auch an einem überaus kleinen Erdenbesitz zäh hängen kann. Aber der Mensch haftet an ihm so, daß ihm darüber der Blick zu dem Mitmenschen hin verkümmert. Mancher nimmt das *eigene* Erleben, *seine* Freuden und *seine* Leiden, *seine* Interessen und *seine* Erfahrungen so wichtig, daß er gewissermaßen die seelischen Kräfte in der Pflege des Eigenen restlos verausgabt. Ein solcher Mensch, sei er nun von großem oder kleinem Horizont, sei er produktiv oder unproduktiv, sei er für das Auge der Umwelt zu preisen oder zu beklagen, ist, im Sinne des aszetischen Terminus „reich“, und der „Reiche“ kann nicht zuhören. Seine „Scheunen“ sind bereits gefüllt; es geht nichts mehr hinein, und er will ja auch gar nichts Fremdes hereinnehmen; er will nur *seine* „Schätze sammeln“.

Was an den extremen Fällen, was bei denen, die fast nur mehr Selbstaussprache kennen, sich zeigt, das arbeitet aber doch, gradweise verschieden, auch bei den anderen, auch bei denen, die — zuhören und die zuhören lernen wollen. Nicht immer, aber oftmals ist es nötig, daß der da zuhören will, sich erst „arm“ mache. Im eigenen Inneren muß gewissermaßen der Platz freigemacht werden, an den die Mitteilung des anderen treten soll, und nicht allein für den Augenblick, sondern wesentlich und, der Absicht nach, für immer. Was einem der andere sagen will, muß man aufnehmen; auch das muß man hören, *„und bewahren“*. Man hört es um so besser und bewahrt es um so leichter, je mehr man von sich selber loskommt, sich selbst nicht wichtig nimmt, auf den, wie man es doch wohl am besten nennt, seelischen Eigenbesitz verzichtet.

Nun geschieht Üben nie in abstracto, sondern auf konkreten Wegen und mit konkreten Zielen. Ich kann mir also nicht seelisches Armwerden „an sich“ vornehmen; ich lerne es am besten, wenn es in sinnvollen Zusammenhängen geschieht. Somit kommt nicht erst das seelische Armwerden und danach das Zuhören, sondern indem ich das Zuhören zu üben und in der Fähigkeit des Zuhörens zu wachsen trachte, befinde ich mich zugleich und ohne daß ich besonders darauf zu achten hätte, in einer Schule der — Armut. Ich brauche mir also nur den Mitmenschen wichtig sein und wichtiger werden zu lassen und gar nicht darüber zu theoretisieren, daß damit zugleich eine Schulung gegeben sei. Im Leben kommt es letztlich auf die Tat an. Nur hier, als in einer begründenden Betrachtung, ist es nötig, darauf zu weisen, daß das Zuhören nicht nur Liebesdienst, nicht nur so allgemein Gutestun am Mitmenschen ist, sondern konkrete Schulung, zunächst auf dem Felde der „Armut“, auf dem wie sonst aber auch hier „Reichtum“ einströmt; denn in Wirklichkeit und im tieferen Sinne ist stets der der Reichere, in den die Lebensfülle der Umwelt einströmt und der nicht abgeschlossen im Eigenen verharret.

Das Ideal des vollkommenen Zuhörens steht, soviel ich sehen kann, je nachdem lockend oder fordernd, über uns allen, und man kann sich ihm nur nähern, es aber nie ganz erreichen. Denn wer hätte es bereits zu der vollkommenen inneren Armut gebracht, die die Voraussetzung des vollkommenen Zuhörens wäre? Die Kunst des Zuhörens hat auch nichts mit dem äußeren irdischen Bildungsstand zu tun. Es gibt

sehr „gebildete“ Menschen, die gar nicht zuhören können, und ganz „ungebildete“, die es in hohem Grade vermögen. Zuhören ist eine tiefmenschliche Kunst, deren Üben (in jedem Sinne des Wortes) mit dem Kernsinn unseres Lebens zu tun hat, mit der *imitatio Christi*.

Dem rechten Zuhören steht aber nicht nur der eigene innere „Reichtum“, das Haf-ten am eigenen Inneren im Wege, sondern auch der Mangel an seelischer — Keuschheit. Wie ist das zu verstehen?

Selbstverständlich kann hier alles außer Acht gelassen werden, was sich auf die Keuschheit als ein leibliches Verhalten bezieht. Um so mehr kommt das Seelische in Betracht, die Art, wie wir, wenn man so sagen darf, mit dem eigenen Innern umgehen. Es gibt fraglos eine Unkeuschheit oder, milder gesagt, einen Mangel an Keuschheit, die oder der sich an rein seelischen Dingen erweist. Anders gesagt: es ist ein seelisches Verhalten denkbar und zielhaft, das mit der Keuschheit der Pflanzenwelt vergleichbar wäre. Die Blume öffnet sich dem Licht, ohne irgend anderem als reinen Wachstumsgesetzen zu folgen. Darin ist sie Gleichnis eines menschlichen Zieles, an dessen voller Verwirklichung uns die Befangenheit im eigenen Sein hindert. Das menschliche Innere ist weithin in Unordnung, in Ichsucht gefangen, ungeklärt, ungeläutert. Der Zuhörende aber gleicht oder sollte gleichen der ungetrübten Fläche eines reinen Wassers, in dem sich die Sterne ohne jede Störung spiegeln können. Wen aber bedrängen nicht, mehr oder minder, immer wieder die mehr oder minder chaotischen Regungen der eigenen Seele? Und diese hindern das rechte Zuhören, das selbstlos, das vorbehaltlos empfänglich für fremdes seelisches Sein ist. Die Wirklichkeit des anderen erreicht man antwortend in dem Maße, in dem das eigene Innere jedes Vordrängen und Emporzüngeln überwunden hat, in dem die Hingabe, das Dienen vorherrscht, nicht nur in der guten Absicht des Bewußtseins, sondern in der Wirklichkeit des gesamtseelischen Seins. Warum reden Menschen so viel aneinander vorbei? Weil je das Eigene sich vordrängt, weil die Hingabe an den anderen zu gering ist. Von hier aus läßt sich leicht sehen und sagen, wieso Zuhören auch eine Sache der Keuschheit ist.

Der Sinn des Keuschheitsgelübdes ist die Hingabe an Gott, und bei der Übung der Keuschheit handelt es sich um ein Sich-Befreien-von im Hinblick auf ein Sich-Befreien-zu. Nun strömt gewiß in dem Maße, in dem wir keusch im umfassenden Sinne des Wortes werden, von Gott aus der Seele Erfüllung zu, wie sie der Mensch dem Menschen nicht geben kann und wie sie der einem Menschen Zuhörende nicht erfährt. Wie aber das Gebot der Gottes- und das der Nächstenliebe unmittelbar zusammenhängen, und wie in der Erfüllung des ersten die des zweiten bereits eingeschlossen ist, so trägt auch die Keuschheit Früchte und führt, an welchem Ort immer sie verwirklicht wird, dem Menschen Ewiges zu, sei es auch mittelbar durch den Nächsten. Zuhören ist Sache der Lauterkeit, besser zuhören lernen daher Sache der Läuterung. Von hier aus wird deutlich, daß mit dem Zunehmen in Keuschheit auch ein Zunehmen in der Kraft des Zuhörens, mit dem Zunehmen in der Kraft des Zuhörens aber auch ein Zunehmen in Keuschheit gegeben ist. Zuhören ist eben eines der Übungsfelder der Keuschheit, und was auf dem einen Felde geübt oder erreicht wird, das wirkt sich, da es sich um Kernhaftes handelt, auf allen anderen auch aus.

Nun ist es hinsichtlich der Keuschheit ähnlich wie hinsichtlich der Armut. Nicht deren Vorstellung hat im Spiele zu sein, sondern nur das unmittelbar gegebene Übungsfeld, der Mitmensch, die Umwelt. Habe ich mir die Bedeutung des Zuhörens im Zusammenhang asketischer Schulung grundsätzlich klargemacht, so habe ich im einzelnen und besonderen nur und einfach an den Menschen zu denken, mit dem ich es zu tun habe. Er soll meine Aufmerksamkeit, wenn es angebracht ist, möglichst ganz gewinnen; ich soll alles Eigene zurückstellen und mich ihm ohne Vorbehalt hingeben. Und wenn ich zu antworten habe, so soll ich nicht von mir und auch nicht nur von der etwa hier treffenden ewigen Wahrheit ausgehen, sondern vom andern und seiner Fassungskraft. Noch so Richtiges oder Wahres, am unrechten Ort, d. h. ohne Anknüpfung an den Gesprächspartner vorgebracht, kann ganz fruchtlos sein, ein Zeichen dafür, daß ich nicht recht zugehört habe und daher das Wie meiner Antwort nicht dem konkreten Gegebenen anpassen kann. Hier entscheidet nicht die gute Absicht und nicht eine allgemeine Bekennerfreudigkeit, sondern die Einfühlung, die der Selbstlosigkeit entwächst, der Takt, die Hingabe, das innere konkrete Du-Sagen. Es kann vorkommen, daß man einem Menschen drei Stunden lang zuhören muß, bis der Augenblick gekommen ist, in dem nun er etwa eine — Wahrheit hören kann. Ein solches Zuhören kann Höchstanforderungen an die Geduld stellen und erfordert einen langen Atem, einen Pflanzen-Atem möchte ich sagen, denn er ist nur möglich, wo das eigene Innere schweigt, und das eigene Innere schweigt nur, wenn es genügend geläutert ist. Man kann an der einen und an der anderen Seite ansetzen; vollgültige, d. h. vollwirksame Antworten wird nur einer finden, dem sie nicht aus der eigenen Rede- oder Bezeuge-Freudigkeit erwachsen, sondern aus der Liebe zum andern, aus der durch Zuhören erworbenen lauterer Kenntnis seiner inneren Gestalt. Damit ist freilich auf ein Ideal gewiesen, das uns aber nicht erdrücken, sondern, trotz allem Versagen, immer wieder befeuern soll.

Es ist nämlich ganz unmöglich, etwa von heute auf morgen, weil man die Bedeutung des Zuhörens erkannt hat, das ganze Leben entsprechend einzurichten. Man kann von heute auf morgen das Weintrinken, das Fleischessen oder das Rauchen unterlassen, wenn sich zureichende Gründe eingestellt haben; da handelt es sich um ein Teilverhalten, um Sondergebiete des Lebens. Alles aber, was den Kern betrifft, alles, was dem Satz untersteht: „Ihr sollt heilig werden“, läßt sich nur in langer, mühevoller Schulung erstreben, übrigens wesentlich durch den Menschen nur vorbereiten und nur durch die Gnade Gottes verwirklichen. Auch das Zuhören gehört zu den guten Gaben, die „von oben“ kommen; freilich kann und muß ihr die Stätte bereitet werden. Darum ist das *Üben* des rechten Zuhörens nötig, das Immer-wieder-Neuansetzen: Man muß sich immer wieder, immer tiefer um die Haltung mit Aufmerksamkeit bemühen, die die durchgehende sein sollte, die auf diese Art aber wenigstens ins Leben hereinkommt, allmählich auch sich festigen kann. Für die meisten wäre es wohl bereits eine große — Leistung, wenn sie auch nur eine halbe Stunde in voller Selbstlosigkeit zuhörten. Darum muß man immer neu ansetzen und darf man sich nicht entmutigen lassen. Die Kraft des Zuhörens kann wachsen, aber eben: sie muß wachsen, und alles Wachsen braucht seine Zeit.

Die drei asketischen Grundformen hängen zusammen, sind Bestandteile eines Organismus und bedingen einander gegenseitig. Es ist undenkbar, daß eine aus-

gespart würde, daß etwa ein Mensch nur Armut und Keuschheit, nicht aber auch Gehorsam übe. Die Gehorsamsübung ist implicite bereits in den beiden anderen enthalten. So muß auch, ohne daß noch in praxi Besonderes dazu zu tun wäre, mit der Übung des Zuhörens als einer Armuts- und als einer Keuschheitsübung bereits eine Gehorsamsübung gegeben sein. Doch wie es seinen guten Sinn hat, daß der Gehorsam seinen eigenen Namen und sein besonderes Übungsfeld besitzt, ist auch das Zuhören noch im Lichte der Idee des Gehorsams zu betrachten. Wieso hat Zuhören mit Gehorsam zu tun?

Sicherlich und offenbar untersteht der Zuhörende hier keinem Oberen, der ihm sagt, was zu tun ist. Allein die Anerkennung eines Oberen im Ordensleben deutet ja auf die Unterstellung des eigenen Willens unter Gott. Gottes Wille soll, zutiefst, erfüllt werden. Dieser aber kündigt sich nicht ein für allemal in sagbaren und befolgbaren Geboten an, sondern erwartet von uns Christus-Ähnlichkeit, den Willen, Christus ähnlich zu werden, die Verwirklichung der Liebe, für die es keine vorbestimmenden Regeln gibt. Das Gleichnis vom barmherzigen Samaritan dürfte hier, wenigstens für den Laien, als Norm erscheinen. Niemand hat dem Samaritan gesagt, was er in dem durch Christus in dem Gleichnis geschilderten Falle zu tun hätte. Sein eigenes Innere konnte es ihm allein sagen. Als er den unter die Räuber Gefallenen versorgte, erfüllte er aber den Willen Gottes, d. h. er war — gehorsam. Von dem Zusammenhang der Gottes- und Nächstenliebe war bereits die Rede. Der Gehorsam zeigt sich wesentlich immer auch an unserem Verhalten den Mitmenschen gegenüber.

Nun gibt es aber keineswegs nur die äußere, die ersichtliche, die wirtschaftliche oder gesundheitliche Not, sondern auch die Not der Seele. Ja, alle, die heute das brennende Bedürfnis, sich auszusprechen, in sich tragen, können mit dem unter die Räuber Gefallenen verglichen werden, können *mutatis mutandis* als mit ihm gemeint erscheinen. Der Sinn des Zuhörens ist Liebe, Selbstlosigkeit in der Tat, wie auch der Sinn des Gehorsams die tätige Liebe ist.

Das menschliche Wesen hat gar verschiedene Schichten, und bis zu seinem Kern ist oft ein weiter Weg. Wenn das Bild nochmals aufgegriffen und weitergeführt werden darf, so kann gesagt werden: wer den unter die Räuber Gefallenen zureichend behandeln will, der muß sich auf seine konkreten Wunden verstehen. In *diese* Wunden, in die an *dieser* Stelle befindlichen Wunden, in die *so und so* gefährlichen Wunden müssen „Öl und Wein“ gegossen werden; es genügt nicht die allgemeine gute Absicht. Nun aber ist jeder Mensch eine Welt für sich und niemals durch Allgemeinwahrheiten, durch Schema-Urteile zu erreichen. Die Liebe muß sich also *diesem* besonderen Wesen zuwenden; man muß *dieses* besondere Wesen in *seiner* Eigenart, in *seiner* Problematik mit *seiner* Zerklüftung oder Gefährdung zu erfassen suchen. Damit ist auf eine Aufgabe gedeutet, die gutenteils nur die Dichter in ihren Werken, nicht der Durchschnittsmensch im täglichen Umgang zu leisten vermag. Menschenverständnis zu gewinnen ist eine Kunst, eine höchstwichtige Kunst; zur Seelsorge gehört unter Umständen weit mehr als zur Fürsorge für die leiblichen Bedürfnisse. Denn im Leiblichen gleichen wir uns gar sehr; innerlich aber sind wir weit mehr verschieden, als man gewöhnlich denkt. Hier aber erweist und vollendet sich erst das Zuhören als Liebestat. Und wie die eine Arznei dem einen, eine andere dem anderen nützt, so kann auch die eine Wahrheit für den einen, eine andere für

den anderen je im Augenblick helfend sein. Vielleicht ist es auch angebracht, gar keine zu äußern, sondern eine — Hungerkur oder eine — Liegekur oder gar nichts zu „verordnen“, sondern einstweilen nur den „Fall“ weiter zu „studieren“. Hier gibt es keine allgemeinen Rezepte; allgemein läßt sich nur sagen: der Grund dafür, daß wir so viel aneinander vorbeireden, uns so viel enttäuschen, uns so viel Überflüssiges, Unwesentliches oder gar Schädliches sagen, liegt darin, daß wir uns nicht genug lieben. Denn geliebt wird allemal ein bestimmtes, konkretes Wesen, und wer auf den einzelnen anderen nicht bei schweigendem eigenem Inneren die Vollaufmerksamkeit richten kann, der muß sich gestehen, daß es ihm an Liebe gebricht, daß er Liebe, daß er somit auch Zuhören üben muß. Zu gehorchen ist hier allerdings nur dem grundsätzlich gegebenen, d. h. die Freiheit jedes Einzelnen nie antastenden göttlichen Willen, und der Gehorsam wird vollkommener, indem es gelingt, sich in einzelnen Situationen so zu verhalten, wie etwa Gott es von einem wünscht. Vorher kann einem das Gewissen raten, wie man sich verhalten soll, hinterher wird es einem sagen, ob man ganz recht, halb recht oder unrecht getan hat, indem man sich bei dieser Menschenbegegnung so oder so verhalten hat. Daß es hundert Gelegenheiten gibt, Liebe zu entwickeln, ist selbstverständlich. Hier kommt es darauf an, daß das Zuhören als Element in der Schule des Gehorsams deutlich wird. Das Grundgebot lautet ja: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben . . . und deinen Nächsten wie dich selbst!“

Als Abschluß mag noch gesagt werden: mit dem Zuhören, auch in seiner möglichst vollendeten Art allein, wird nicht immer das Oberstmögliche getan und gegeben. Das Zuhören ist (oder sollte sein) Teil eines Gespräches. Zu jedem Gespräch gehören Rede und Gegenrede. Gewiß sollte man seine Antworten nach Möglichkeit der Fassungskraft des Gesprächspartners anpassen, aber es handelt sich nicht nur darum, ihn etwa zu belehren und „weiterzuführen“, sondern auch darum, mit ihm gemeinsame Sache zu machen, ihn der unmittelbaren Gemeinschaft zu versichern. Hiermit soll auf folgendes gedeutet sein: es gibt Menschen, die zwar ganz gut einem anderen zuhören und ihn ihres Verständnisses versichern können, aber von sich selber geben sie kaum etwas her, lassen also den andern, auch wenn sie „gute“ Worte zu sagen wissen, kernhaft allein. Das kann aus Stolz geschehen, und es kann aus Befangenheit geschehen, jedenfalls geschieht es aus Mangel an Liebe. Der Leidende (bleiben wir bei diesem Beispiel) erwartet oft nicht nur Verständnis, Fürsorge, guten Rat usw., sondern auch Solidarität, z. B. Solidarität in seiner Prüfung, seiner Schwäche, seinem Unglück. Und es kann sein, daß man einem anderen durch ein wahrhaftiges Bekenntnis der eigenen inneren Lage, auch wenn sie entsprechend unvollkommen ist, mehr Liebe zu spüren gibt als durch noch so großartige Hinweise auf Kirchenväter- oder Bibelstellen und allgemeine Wahrheiten.

Die Priester der Kirche verkünden z. B. in ihrem Lehramt alle die objektive, die reine Wahrheit, aber Predigten erreichen ganz verschieden die Herzen der Zuhörer. Das hat verschiedene Gründe, aber *einer* der Gründe ist dieser: der eine verkündet mehr oder weniger nur die Wahrheit der Kirche, sozusagen ohne persönliche Farbe, ohne eigenes Herzblut, der andere gibt mit der objektiven Wahrheit, wieder mehr oder weniger von sich selbst. Er exponiert sich selbst, erweist sich als Mitmensch und gibt persönliche Erfahrung her, nicht nur allgemeine Normen. Ich war



einmal dabei, wie durch eine Gemeinde eine Art von Aufatmen ging, als plötzlich ein Verkünder unter ihr auftrat, der in diesem Sinne nicht nur mit Feuer, sondern mit Herzblut redete. Dabei enthielt diese Rede an objektiver Wahrheit nicht mehr, als sonst gegeben ward: sie war nur außerdem noch von Solidarität erfüllt.

Dieses Beispiel mag zeigen, worauf es im Umgang, worauf es bei dem Zuhören, worauf es in jedem Gespräch zutiefst ankommt. Wenn noch einmal das Gleichnis des barmherzigen Samaritans aufgenommen werden darf: Es gibt Begegnungen, bei denen es nicht genügt, Öl und Wein zu spenden, den Kranken auf ein Tier zu heben und ihn in die Herberge zu schaffen, sondern solche, bei denen, modern gesprochen, eine Blutspende angebracht ist, damit der Mensch den Mitmenschen ohne jedes Reservat spüre, damit er lebendige Gemeinschaft erfahre, damit er der Einsamkeit durch Kernsolidarität entrissen werde. Darauf deutet in ihrer Weise auch die eingangs zitierte Unterredung zwischen der „grünen Schlange“ und dem „goldenen König“ in Goethes „Märchen“. Und erst ein solches „Gespräch“ verdient voll den Namen und ist „erquicklicher als Licht“. Ein solches Gespräch erst ist, aber ein solches ist auch wirklich irdisches Abbild der Lebensgemeinschaft der Personen der allerheiligsten Dreifaltigkeit.

## Verdienst und Gnade

Von August Brunner S. J., München

Die Heilige Schrift spricht von dem Ergebnis des christlichen Lebens auf eine Weise, die auf den ersten Blick sich selbst zu widersprechen scheint. Das Neue, das Jesus auf die Erde brachte, wird als ein Leben dargestellt, das äußerlich unscheinbar, doch alle Macht in sich birgt, um sich auszubreiten, so wie das harte trockene Korn, das man in die Erde wirft, voller verborgener, geheimnisvoller Kraft ist, die seine Hülle sprengen und aus ihm den hohen Halm und die kornschwere Ähre hervortreiben wird, ohne daß der Mensch diese Lebenskraft in die Hand bekäme und sie da schaffen könnte, wo sie nicht bereits vorliegt: „Das Gottesreich ist, wie wenn ein Mensch den Samen in die Erde streut, und dann schläft und aufwacht, Nacht und Tag; und der Same keimt und wächst in die Länge, der Mensch weiß nicht wie. Von sich aus trägt die Erde Frucht, zuerst den Halm, dann die Ähre und dann das volle Korn in der Ähre“ (Mk 4, 26 ff.; vgl. Mt 13, 4 ff.). Das Himmelreich ist also ein Leben, das aus eigener Kraft aufkeimt und wächst. So wenig wie der Mensch dem Korn auf dem Felde Leben und Wachstum verleiht, sondern ihm nur die Bedingungen dazu bereiten kann, so wenig liegt die eigentliche Macht des Reiches Gottes in ihm, in seinem Sein. Ja, selbst die Bedingungen, die gute Erde und den Sonnenschein und den Regen, bringt er nicht aus Eigenem herbei; er kann sie nur benützen. Das Eigentlichste geschieht ohne ihn, während er zu Hause schläft oder untertags seinen Geschäften nachgeht. So daß die Ernte Gnade ist, ein Geschenk, zu dem er nichts beigetragen hat, das er nicht verdienen kann.

Wer nun nach Menschenweise daraus den Schluß ziehen wollte, daß es auf das eigene Bemühen nicht ankomme, und daß der gute Boden nicht anders könne als reichlich gute Frucht zu tragen und daß dem steinigen und sandigen Boden niemand einen